

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 36 (1960-1961)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen... (Matth. 25,36) :  
Erfahrungen eines Zuchthauspfarrers  
**Autor:** Teobaldi, A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1074280>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



*Ich war im Gefängnis  
und ihr  
seid zu mir gekommen...*

*(Matth. 25,36)*

*Erfahrungen eines Zuchthauspfarrers*

von A. Teobaldi

Katholischer Seelsorger der Strafanstalt Regensburg

*Illustration von H. Tomamichel*

«Spitzbubenpastor» nennt man in gewissen Gegenden Deutschlands den Gefängnisgeistlichen. Als ich diese Bezeichnung zum ersten Mal hörte, hat sie mich richtig schockiert. Ich weiß, sie ist nicht böse gemeint, und doch haftet ihr etwas Ungutes, Abschätziges an, das für beide Teile, die Strafanstaltspfarrer und die ihnen Anvertrauten, fast beleidigend ist: Für jene darum, weil der Spitzname anzudeuten scheint, daß sie und ihre Tätigkeit nicht ernst zu nehmen seien; für die Gefangenen, weil er sie samt und sonders zu Spitzbuben stempelt.

*Spitzbuben?*

Ich bin nun aber keineswegs der Meinung, in der Strafanstalt säßen lauter Spitzbuben. Darum habe ich es nicht gern, wenn man ihre Insassen schlechthin als Verbrecher bezeichnet.

Ich habe im Zuchthaus mehr als einen kennen gelernt, dessen menschliche Größe und christliche Haltung mir tiefen Eindruck machten. Beispielsweise jenen jungen Westschweizer aus rechtschaffener Familie, der den Verlockungen und Gefahren der Stadt nicht gewach-

sen war. Er sank immer tiefer, ohne daß seine Umgebung davon etwas merkte. Man hielt ihn allgemein für einen ruhigen, soliden Mann, während er längst nicht mehr arbeitete und von Einbruch und Diebstahl lebte. Als er erappt wurde und keinen Ausweg mehr sah, schoß er einen seiner Verfolger nieder, wurde kurze Zeit nachher verhaftet und zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt, die er in vorbildlicher Weise verbüßte. In der Strafanstalt machte er eine völlige innere Wandlung durch, erlernte einen Beruf, der ihn befriedigte, legte eine glänzende Lehrabschlußprüfung ab. Nach Ablauf von zwei Dritteln seiner Strafzeit wurde er entlassen, um ein neues, besseres Leben zu beginnen. Heute ist er verheiratet und in angesehenen Stellung.

Auch die Italienerin hatte Diebstähle begangen, die vor Jahren zu uns nach Regensdorf kam, wo neben etwa 300 männlichen Gefangenen in einer besondern Abteilung zwei bis drei Dutzend Frauen ihre Strafen verbüßen. Ihr verhärmted Gesicht fiel mir sofort auf. Aus dem, was sie mir erzählte, ergänzt durch das Ergebnis in ihrem Heimatort eingezogener Erkundigungen, enthüllte sich ein erschütterndes Bild: ein brutaler Mann, der Frau und Kinder (ein Dutzend!) ständig schlug und quälte, seinen Arbeitslohn zum großen Teil vertrank, dabei gesundheitlich so herunterkam, daß er für die Arbeit im Ausland nicht mehr in Betracht kam; die Mutter, die sich heroisch für ihre Kinder aufopferte und schließlich auf den unglücklichen Gedanken kam, selbst in der Schweiz eine Stelle anzunehmen, um wenigstens das Allernotwendigste für sich und ihre Familie zu verdienen. Sie mußte bald einsehen, daß ihr Lohn nicht ausreichte und vergriff sich dann in ihrer Not und Ausweglosigkeit an fremdem Eigentum. Sie hat es bitter bereut und empfand es fast als Erlösung, als sie zur Verbüßung ihrer verhältnismäßig kurzen Strafe nach Regensdorf kam. Sie war dankbar für alles, was man für sie und ihre Familie in Italien tat, zu der sie nach ihrer Entlassung zurückkehrte. Der durch die Verurteilung erlittene Schock hat nicht nur auf sie, sondern auch auf ihren Mann heilsam gewirkt, so daß es jetzt daheim viel besser geht als vorher. Trotzdem schrieb sie mir, die Monate, die sie in der Strafanstalt verbracht habe, seien für sie seit langem die glücklichste Zeit gewesen.

«Spitzbuben»? Nein, vielfach arme, unglückliche Menschen, über die pharisäisch den Stab

zu brechen wir kein Recht haben. Wer weiß, ob wir mit ihrer Veranlagung, bei den schlechten Erziehungs- und Umweltverhältnissen, denen sie ausgesetzt waren, nicht viel schlechter geworden wären als sie!

### *Eine schöne Aufgabe*

Aber nicht nur einen Anflug pharisäischer Überheblichkeit habe ich aus der Bezeichnung «Spitzbubenpastor» herausgehört, sondern es schien mir öfters noch ein bedauernd-mitleidiger Unterton dabei mitzuklingen, der sich nicht auf die Gefangenen bezog, sondern auf die Geistlichen, die in ihrem Dienste stehen. Wie oft hört man doch selbst von Leuten, die sicher keine Pharisäer sind, bedauernde Bemerkungen, wenn davon die Rede ist, daß wir die Seelsorge in einer Strafanstalt ausüben müssen. Dieses «müssen» tönt dann so, als wären wir selbst eine Art Verurteilte. Dabei handelt es sich jedoch gar nicht um ein Müssen, sondern um ein Dürfen! Denn es ist durchaus nicht so, wie man gemeinhin meint, daß die Strafanstaltspastoration (Seelsorge im weitesten Sinne des Wortes) besonders schwierig oder besonders undankbar ist, so daß es schade wäre um jeden «normalen» Geistlichen, den man doch zu «Besserem» verwenden könnte. Das Gegenteil von all dem ist richtig: nach bald einem Vierteljahrhundert Strafanstaltspastoration darf ich bezeugen, daß es keine schönere und dankbarere Seelsorge gibt als die, zu der wir berufen wurden. Allerdings gebe ich zu, daß diese Berufung nicht jedermanns Sache ist.

Mit dieser Erkenntnis ist die andere verbunden, der Wichtigkeit und Bedeutung der Aufgabe nur äußerst unvollkommen gewachsen zu sein. Wäre es anders und wären wir wirklich «Pastoren» im eigentlichen Sinne des Wortes, so wären auch die Erfolge unserer Seelsorge viel größer!

Brauche ich wohl besonders zu betonen, daß das Wort «Erfolg» in Verbindung mit Seelsorge fehl am Platze ist? Wie kann man Erfolg und Mißerfolg feststellen, wenn es sich um Dinge handelt, die nicht nach irdischen Maßstäben gemessen werden können! Ob unser seelsorgerliches Bemühen erfolgreich oder erfolglos war, kann nur Gott allein ermesen.

Was will dann aber die Behauptung sagen, daß es keine dankbarere und schönere Seelsorgearbeit gebe als die an Gefangenen? Die Antwort soll uns derjenige geben, der als Pa-

stor bonus, als guter Hirte, Vorbild und Helfer jedes Seelsorgers sein muß. Als die Pharisäer und Schriftgelehrten ihm vorwarfen, er verkehre mit Zöllnern und Sündern, ja lasse sich sogar von ihnen einladen, erwiderte er: «Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Ich bin nicht gekommen, ‚Gerechte‘ zu berufen, sondern Sünder.» So berichtet Markus (2,17). Lukas aber erzählt als Antwort auf den Vorwurf die drei herrlichen Gleichnisse vom verlorenen Schaf, der verlorenen Drachme und vom verlorenen Sohn. «Wer von euch, fragt der Gute Hirt, wer von euch, der hundert Schafe hat und eines von ihnen verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wüste und geht dem verlorenen nach, bis er es findet?» Und er stellt fest: «Ich sage euch, so wird im Himmel mehr Freude sein über einen Sünder, der sich bekehrt als über 99 Gerechte, die der Besserung nicht bedürfen.» (15,4.7) Ist es nicht so, daß *die* Seelsorgsarbeit als die schönste und dankbarste bezeichnet werden muß, die den Worten und dem Vorbild des Guten Hirten am besten entspricht?

#### *Notwendig oder überflüssig?*

Ist aber Gefängnisseelsorge überhaupt nötig? Haben die Gefangenen selbst ein Bedürfnis nach religiöser Betätigung und Betreuung? Wollen nicht gerade sie gar nichts wissen von Kirche und Religion?

Vorerst: Auch wenn dem so wäre, so bewiese das nichts gegen die Notwendigkeit einer religiösen Betreuung. Oder sollte man auf die Einrichtung von Schulen verzichten, weil die Kinder kein «Bedürfnis» darnach haben?

Das allerdings ist richtig – und es wäre schlimmer, wenn es anders wäre! – daß die Insassen unserer Strafanstalten in ihrer weit überwiegenden Mehrheit vor ihrer Inhaftierung ihre religiösen Pflichten nicht oder nur sehr schlecht erfüllt haben. Wiederholte Umfragen haben diese Erfahrungstatsache eindeutig bestätigt.

Eine kleine Stichprobe, die wir im Jahre 1942 bei den katholischen Insassen von Regensburg machten, ergab dafür einen aufschlußreichen zahlenmäßigen Beleg. Von 79 Gefangenen haben auf die Frage: «Wie erfüllten Sie vor Ihrer Verurteilung Ihre religiösen Pflichten?» nur 9 mit «gut» geantwortet, 19 mit «nicht besonders gut» («unregelmäßiger Gottesdienstbesuch und Sakramentenempfang

höchstens an Ostern»), 39 mit «schlecht» («Gottesdienstbesuch selten oder nie, Sakramentenempfang nicht einmal an Ostern»); 3 Antworten waren unbrauchbar und 8 Zettel leer. Die Befragung erfolgte in einer Form, welche größtmögliche Sicherheit gegen Verfälschung des Ergebnisses bot und selbstverständlich unter Wahrung absolut geheimer «Stimmabgabe». Sie bezog sich auf 67 zivil und 12 militärisch Verurteilte der verschiedenen Strafkategorien. Zu vermuten ist, daß von den mit «gut» Antwortenden ein relativ beträchtlicher Prozentsatz auf die militärgerichtlich Verurteilten entfiel, deren Delikte zum Teil disziplinarischer Natur waren.

Trotz des Ergebnisses dieser und ähnlicher Umfragen würde man sich sehr täuschen, wenn man annehmen wollte, unsere Gefangenen hätten in der Strafanstalt ebensowenig religiöse Bedürfnisse wie früher in der Freiheit. Schon die Tatsache, daß, obwohl der Besuch freiwillig ist, weitaus die meisten den sonntäglichen Gottesdienst besuchen, wäre geeignet, diese Annahme zu widerlegen. Selbst wenn wir wahrheitsgemäß feststellen, daß dieser gute Kirchenbesuch nicht nur auf idealen Motiven beruht – ist das übrigens in der normalen Seelsorge durchwegs der Fall? – läßt sich nicht bestreiten, daß ein beträchtlicher Prozentsatz unserer Gefangenen ein wirkliches Verlangen nach religiöser Erbauung und Betätigung hat. Auch das kann jeder Gefängnisgeistliche aus seiner Erfahrung bestätigen. Was vor Jahren einer unserer Insassen schrieb, gilt immer noch, auch wenn heute wenigstens für die höheren Disziplinarklassen Radio und Zeitungen keine so ungewohnten Dinge mehr sind wie damals: «Der Gefangene liebt im allgemeinen den Gottesdienst. All das Schwere, das er durchmachte, bevor er in die Strafanstalt kam, das traurige, einsame Leben, das er hier führt, vertieft seine Seele und erfüllt sie mit Bereitschaft, die Tröstungen der Religion aufzunehmen. Der Gefangene liebt Predigten, die ihn irgendwie seine Isolierung vergessen lassen. Er hat ja weder Zeitungen noch Radio und kommt sich ganz verstoßen und verlassen vor. Mit besonderem Interesse wird er daher alles aufnehmen, was ihm in Erinnerung ruft, daß ihn sein Heiland und seine Kirche nicht aufgegeben haben. Ein geschickter Prediger wird ihm auch keine Vorwürfe wegen seiner Verfehlungen machen oder Strafpredigten halten; denn niemand kann das so eindringlich tun, wie er es

selber tut. Außerdem weiß auch der dümmste Gefangene, daß ach so viele frei und hochgehrt herumstolzieren, die Gleiches oder Schlimmeres taten wie er. Jene Predigten werden beim Gefangenen am besten wirken, die einfach, schlicht und natürlich sind. Er ist allerdings ein kritischer Zuhörer, hört er doch oft die ganze Woche lang kaum jemand zu ihm sprechen. Am meisten wird er die Predigt schätzen, die ihm etwas ‚zu sagen‘ hat, weil sie ihn tröstet, aufmuntert, ihn über die große physische und geistige Not der Gefangenschaft emporhebt in höhere Regionen.»

«Gottesdienst in der Strafanstalt»

so lautet die Überschrift eines Gedichtes, das die Stimmungen eines Gefangenen gut wiedergibt. Unsere Anstaltsinsassen beschäftigen sich ja gerne mit poetischen Versuchen, wobei allerdings die wenigsten so schreibgewandt sind wie der Verfasser der folgenden Strophen:

*Es braust der Orgel mächt'ger Ton  
Empor zum Vater und zum Sohn.  
Es jubiliert, es dröhnt, es schmettert,  
Es jammert, stöhnt, es donnert, wettet,  
Es klagt um längst vertanes Glück,  
Es fleht die Unschuld sich zurück,  
Es schluchzt das reuevolle Herz  
Und klagt sich an in bitt'rem Schmerz:  
Mea culpa!*

*Nun zieht in endlos langen Reihn  
Der Ausgestoß'nen Schar herein:  
Gefurchte Mienen, kahle Köpfe,  
Am braunen Wams die gelben Knöpfe.  
Da steht der kaum erwachsne Knabe,  
Der fremdes Geld zu Dirnen trug,  
Beim Greise, der zwei Schritt' vom Grabe,  
Sein gutes Weib im Rausch erschlug.  
Mea maxima culpa!*

*Da steh'n Betrüger, Fälscher, Diebe,  
Verlor'ne Söhne, die die Macht  
Des Bösen, Wein und sünd'ge Liebe  
Um Ehr' und Namen hat gebracht.  
Sie alle stehn in dumpfem Schweigen  
Und horchen still in sich hinein,  
Und während sich die Stirnen neigen  
Erbebt ihr Herz in stummer Pein:  
Miserere nostri!*

*O Jesus, der Du mit den Armen,  
Mit Zöllnern, Schächern brachst das Brot,  
O habe auch mit uns Erbarmen,  
Du gingst für uns ja in den Tod!  
O reich' uns die durchstoß'nen Hände  
und sei die Leuchte unsrem Fuß,  
Daß unser schlimmer Sinn sich wende!  
Lobpreisend töne Dir der Gruß:  
Ave Rex!*

*Erhebt die Stirne, Kameraden,  
Erhebt das Herz, faßt neuen Mut!  
Mühselig sind wir und beladen:  
Wie tut uns da Erquickung gut!  
Zum guten Hirten laßt uns flüchten!  
Schenkt auch die Welt uns Hohn und Spott,  
Er wird uns mild und gnädig richten!  
Empor zu ihm, empor zu Gott:  
Sursum corda!*

Jeder Gefängnisgeistliche kann, wie bereits bemerkt, aus seiner Erfahrung Dutzende von Beispielen für das Gesagte anführen. Wenn er Hemmungen hat, davon zu reden, beruht das nicht nur auf der allgemeinen Scheu, intimseelische Sphären zu berühren, sondern noch mehr darauf, daß er ängstlich bedacht ist, das Vertrauen nicht zu mißbrauchen, das seine Gefangenen ihm zumeist in einer unerhört weitgehenden Weise entgegenbringen. Der Gefangene muß wissen, daß er seinem Seelsorger auch außerhalb der Beichte alles anvertrauen darf – selbst die unmöglichsten und belastendsten Dinge! – ohne daß das irgendeine unangenehme Folgen nach sich zöge.

Wenn ich trotzdem das eine oder andere Beispiel aus meiner Erinnerung hier aufzeichne, dann geschieht es, weil von jenen, um die es sich handelt, viele nicht mehr unter den Lebenden weilen. Ich weiß, daß sie mir gern die Erlaubnis gäben, davon zu erzählen. Bei Lebenden aber habe ich Namen und Umstände so geändert, daß die Diskretion in jeder Hinsicht gewahrt bleibt, und in Zweifelsfällen die Betreffenden gefragt.

*Ein Mörder*

Ganz sicher hätte unser guter Josef nichts dagegen einzuwenden, daß ich hier von ihm berichte. Im Gegenteil: er würde sich freuen, daß ich ihn nicht vergessen habe. Wie könnte ich ihn aber vergessen, ihn, der 40 Jahre lang zu

unserer Belegschaft gehörte und damit wohl, was die Haftdauer betrifft, einen Rekord aufgestellt hat, der nicht leicht überboten werden kann.

Die Umstände, die dazu führten, waren auch besonderer Art. Josef war Ungar, mit dem ganzen, heißen Temperament dieses so schwer geprüften Volkes. Er stammte aus einem Gebiet, das infolge des Ersten Weltkrieges zu Rumänien kam, was dazu führte, daß er seine ungarische Staatsangehörigkeit verlor, ohne die rumänische zu erhalten, so daß er staatenlos wurde: ein Schicksal, das in gewissem Sinne schlimmer ist als Gefangenschaft.

Als Josef – im Jahre 1911, drei Jahre vor dem Ersten Weltkrieg – die Tat beging, die ihm die Verurteilung zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe eintrug, muß er in jeder Beziehung ein verwahrloster, zu allem fähiger Landstreicher gewesen sein. Nur so ist es zu erklären, daß er an einem Bruder der Land-

straße, der wie er in einer Gemeinde am Zürichsee die Naturalverpflegung in Anspruch genommen und zusammen mit ihm die Nacht verbracht hatte, einen Mord beging, um ihm seine geringe Barschaft von Fr. 1.80, die Schuhe und den Heimatschein zu rauben. Merkwürdigerweise fiel der Verdacht vorerst nicht auf ihn und es gelang ihm, nach Deutschland zu entkommen. Hier wurde ihm der Heimatschein des Toten zum Verhängnis, mit dem er auf dem schweizerischen Konsulat in München vorsprach, um eine Unterstützung zu erhalten. Er behauptete, Auslandschweizer zu sein, was auch erklären sollte, weshalb er weder schreiben noch lesen konnte. Man schöpfte Verdacht, konnte ihn aber erst nach mühsamen Nachforschungen der brutalen Tat überführen.

Nach seiner Verurteilung unternahm er einen raffinierten Fluchtversuch, der aber mißglückte. Auch sonst war er, wie mir ältere Aufseher erzählten, ein ganz gefährlicher Bursche,

## Einladung zur Mitarbeit

Das Leben ist weit vielgestaltiger, als wir es uns vorstellen, nicht nur in fernen Erdteilen, auch bei uns. Mancher hätte aus seinem Erfahrungskreis ungewöhnliche Erlebnisse zu berichten, die für einen weiteren Kreis anregend und aufschlussreich wären, aber sie bleiben ungenützt.

Machen Sie uns auf Leute aufmerksam, von denen Sie vermuten, dass sie in der Lage wären, aus ihren besonderen Lebensumständen und ihrem Erzählertalent heraus einen Beitrag für den «Schweizer Spiegel» zu leisten. Wenn Sie sich gar selbst dazu gedrängt fühlen, um so besser.

Die Redaktion des  
«Schweizer Spiegels»  
Hirschengraben 20  
Zürich 1

der in der Anstalt die größten Schwierigkeiten machte. Mit den Jahren wurde er dann ruhiger und fand sich mit seinem Schicksal ab. Als seine Strafzeit zu Ende ging – nach 25 Jahren – versuchten wir für den inzwischen alt gewordenen Mann einen Ort zu finden, wo er hätte seinen Lebensabend verbringen können. Das erwies sich aber als unmöglich, einmal, weil er staatenlos geworden war, nicht zuletzt jedoch darum, weil Josef in den langen Jahren seiner Haft zwar ruhiger geworden, aber noch so temperamentvoll geblieben war, daß er sich außerhalb der Anstalt nicht mehr zurechtgefunden hätte. Und als ich schließlich glaubte, eine Lösung gefunden zu haben und ihm einen Platz in einem Altersheim anbot, erklärte er mir: «Ich bin in dieser Zelle zuhause, ich bleibe hier.»

So kam es, daß wir 15 Jahre lang in Regensdorf einen Gefangenen hatten, von dem es hieß, er sei freiwillig im Zuchthaus. Er genoß allerdings eine Vorzugsstellung und hatte Vergünstigungen, die damals kein anderer genoß. So durfte er jedes Jahr mindestens einmal einen ganztägigen Ausflug machen, an dem ihn der Direktor und der Anstaltsgeistliche begleiteten. Das Reiseziel war, allerdings mit einem ausgiebigen Umweg bei der Hinfahrt und bei der Rückreise, immer das gleiche: Einsiedeln! Dort hatte er das letzte Mal vor der verbrecherischen Tat übernachtet und dorthin zog es ihn immer wieder zurück, nachdem er in der Strafanstalt zum Glauben seiner Kindheit wieder zurückgefunden hatte. So entstand eine eigentliche Tradition, zu der die lebenswürdige Aufnahme durch den Abt des Benediktinerklosters wesentlich beitrug, der uns jeweils zum Mittagessen einlud und den guten Josef ins Herz geschlossen hatte. Dafür möchte ich besonders dem jetzigen Abtprimas des Benediktinerordens, Dr. Benno Gut, herzlich danken, der uns immer außerordentlich freundlich aufgenommen hat.

### *Todesstrafe – ja oder nein?*

Wenn man mir die Frage vorlegt – und es kommt nicht selten vor! – wie ich mich zur Todesstrafe stelle, pflege ich zu sagen, ich sei theoretisch dafür und praktisch dagegen. Ich weiß, daß der Staat ein Notwehrrecht hat, von dem er aber praktisch in der Regel keinen Gebrauch machen sollte.

Ich denke dabei immer auch an unseren gu-

ten Josef. Er war ja durchaus nicht immer so gut, wie in den spätern Jahren. Zweifellos wäre er für seine Tat zum Tod verurteilt worden, wenn die Todesstrafe in unserem Strafgesetzbuch vorgesehen gewesen wäre. Dann wäre er sicher unbußfertig und ohne jede Reue, als Rebell gegen Gott und die Menschen gestorben. So aber hatte er Gelegenheit, sein Leben und seine Gesinnung ehrlich zu ändern und starb eines erbaulichen Todes. Ich scheute mich nicht, an seinem Grabe Fr. W. Weber zu zitieren:

*Wer hebt die Hand? Wer schleudert den Stein?  
Wer wirft sich auf zum Richter und Rächer?  
Er war, was du bist; was er ist, wirst du sein:  
Wir alle sind arg, wir alle sind Schächer.*

Auch mit der viel erwähnten abschreckenden Wirkung der Todesstrafe ist es nicht so weit her. Ich erlebte das in einem Fall, der mir ungewöhnlich nahe ging. Es handelte sich um den einzigen katholischen Gefangenen von Regensdorf, der während des letzten Krieges zum Tode verurteilt werden mußte: ein junger Mann, der durch unverdaute Nietzsche-Lektüre und raffinierte Nazipropaganda dazu gekommen war, Landesverrat zu begehen. Ich versuchte nach dem Todesurteil, ihn zu veranlassen, ein Gnadengesuch zu stellen.

«Glauben Sie wirklich, ich wolle ein Leben lang in einer Zuchthauszelle dahinvegetieren?» fragte er mich.

Schließlich ließ er sich zu einem Zugeständnis herbei: «Ich werde ein Gnadengesuch stellen, weil meine Eltern und Sie so darauf drängen. Aber Sie müssen mir dafür garantieren, daß das Gesuch abgelehnt wird.»

Ich mußte der Wahrheit gemäß antworten: «Diese Garantie kann ich Ihnen nicht geben. Im Gegenteil: ich bin überzeugt, daß Sie eine wirkliche Chance haben, begnadigt zu werden.»

«Dann bleibt es dabei: ich werde kein Gesuch machen!»

Er ließ tatsächlich die Frist ungenützt verstreichen und war weder durch seine Eltern noch durch mich zu bewegen, sie zu benützen.

Ich habe ihn in der Morgenfrühe seines letzten Tages nochmals besucht, ihn auf das Sterben vorbereitet und ihm die Wegzehrung gebracht. Um fünf Uhr hat er seinen letzten Gang angetreten und ist gefaßt und ruhig in den Tod gegangen, wie mir der Feldprediger erzählte, der dabei war.

Als ich das erste Mal diesen unglücklichen Menschen besucht hatte, war er dem Geistlichen gegenüber äußerst ablehnend. Wesentlich zur Überwindung dieser Ablehnung hat wohl eine kleine Geste beigetragen, zu der ich Gelegenheit erhielt, als ich ihn unmittelbar nach dem Urteil in der Polizeikaserne aufsuchte. Es war empfindlich kalt und aus irgendeinem Grunde hatte er zur Verhandlung keinen Mantel mitgenommen. Ich überließ ihm darum während unserer Unterredung den meinigen. Das machte auf ihn starken Eindruck, was mich damals überraschte. Später habe ich es immer wieder erlebt, wie scheinbare Kleinigkeiten von entscheidender Bedeutung sein können.

### *Grob – aber ehrlich*

Natürlich war dieser Mann nicht der einzige, der sich bei der ersten Begegnung mit dem «Pfaffen» ablehnend verhielt, obwohl es tatsächlich sehr selten vorgekommen ist. Darum erinnere ich mich noch gut an den Gefangenen, der mir beim ersten Besuch erklärte, er wolle von mir nichts wissen. «So einem wie Sie sind, gebe ich die Hand nicht», fügte er bei, als ich mich von ihm verabschieden wollte.

Ich sagte lächelnd und in aller Ruhe: «Sehen Sie, da sind wir nun verschieden. Ich hätte einem, wie Sie sind, ohne weiteres die Hand gegeben. Aber es ist Ihre Hand, mit der Sie machen können, was Sie wollen.»

Nach ungefähr zwei Jahren meldete sich der gleiche Gefangene von sich aus zu mir. Ich hatte ihn inzwischen «in Ruhe gelassen», wie er das gewünscht hatte, da ich mich ihm nicht aufdrängen wollte. Nun kam er, um sich zu entschuldigen, weil er sich beim Eintritt so rüpelhaft benommen habe. Natürlich freute ich mich über die Wandlung, die tatsächlich nicht nur äußerlich, sondern eine wirkliche Umkehr war. Er hat sich auch später gut gehalten und ich habe mich über seine ehrliche Haltung überaus gefreut.

Die rüpelhaften Gefangenen sind beileibe nicht die schlimmsten. Das können wir immer wieder beobachten. Darum habe ich sie besonders gern, weil ich weiß, daß sie ehrlich sind. Ich weiß aber auch, daß die Wut, die sie gelegentlich am Geistlichen auslassen, im Grunde gar nicht ihm gilt. Er ist nur der einzige, bei dem sie sich gehen lassen können, ohne daß irgendwelche nachteiligen Folgen für sie hat. Noch nie hat es von meiner Seite einen Rap-

port oder auch nur eine leise Beschwerde beim Direktor gegeben, weil sich jemand gegen mich unanständig benommen hat. Aber wiederholt schon ist folgendes vorgekommen: Wenn so ein ruppiger Kerl vielleicht eine halbe Stunde lang getobt und mir die ärgsten «Schlötterlinge» an den Kopf geworfen hatte, wurde er von selbst ruhiger; dann frage ich jeweilen: «Ist es Ihnen jetzt wohler?» Und erhalte immer ein befreiendes «Ja». «Dann ist ja alles gut», sage ich darauf. Und jetzt können wir in der Regel ruhig miteinander reden und ich kann versuchen, dem Mann auseinanderzusetzen, was an seinen Vorwürfen und Anschuldigungen berechtigt und was unberechtigt war.

Bei solchen Leuten kann man gelegentlich wahre Wunder der Gnade erleben. Insofern das bei der Spendung des Bußsakramentes zu Tage tritt, darf ein Priester darüber allerdings nicht reden und vielleicht könnten es andere gar nicht verstehen, was es bedeutet, Zeuge und in gewissem Maße Mitwirkender einer solchen Umkehr sein zu dürfen. Das sind die wirklichen Höhepunkte im Priesterleben, die mehr wiegen als noch so viele Enttäuschungen, die selbstverständlich auch dem Gefängnisgeistlichen nicht erspart bleiben!

### *Ein «Schwerverbrecher»*

Von einem aber muß ich noch reden und ich darf es nicht nur darum, weil er längst gestorben ist, sondern auch, weil seine schlimmen Taten seinerzeit in aller Öffentlichkeit geschildert wurden. Das war damals angebracht, weil schon seine Verhaftung durch ihre Ungewöhnlichkeit großes Aufsehen erregt hatte: Ein halbes Dutzend Polizisten hatte den großen, über außerordentliche Kräfte verfügenden Mann mitten in einer Vorstellung des Zirkus Knie überwältigt und abgeführt.

Ich kann mich an keinen Mann erinnern, dessen Vorstrafenregister mehr und schwerere Verbrechen aufgewiesen hätte als das seinige. Er war aus Deutschland in die Schweiz gelangt, nachdem er wiederholt wegen Mord zu den schwersten Strafen verurteilt und immer wieder aus dem sichersten Gewahrsam ausgebrochen und geflüchtet war. Bei keinem wie bei ihm wurden darum in Regensdorf so strenge Sicherheitsmaßnahmen getroffen, die mit ständiger und bis ins Einzelne gehender Überwachung verbunden waren.

Man hatte mir den Mann als einen ganz

gefährlichen Verbrecher geschildert. Als militanter Kommunist habe er beim Eintritt erklärt, von Kirche und Religion nichts wissen zu wollen: «Lassen Sie mich mit dem Pfaffen in Ruhe! Er soll sich nicht unterstehen, zu mir zu kommen!»

Damals war ich erst wenige Jahre in der Strafanstaltsseelsorge tätig. Der Fall schien mir darum so klar und eindeutig, daß ich nicht einmal einen Annäherungsversuch unternahm. Heute würde ich mich durch die unflätigsten Grobheiten nicht davon abhalten lassen, solche Neueintretenden wenigstens zu begrüßen. Und zwar geht diese veränderte Einstellung gerade auf die Erfahrungen zurück, die ich bei diesem und später noch bei anderen «Pfaffenfressern» machte.

Eines Sonntagmorgens ließ er nämlich zur allgemeinen Überraschung melden, er möchte den katholischen Anstaltsgeistlichen sprechen. Ich war sofort dazu bereit.

«Wollen Sie wirklich zu ihm gehen?» fragte man mich allen Ernstes.

«Selbstverständlich!» gab ich zur Antwort.

«Dann muß aber jemand von uns mitkommen: Es ist zu gefährlich, Sie allein zu lassen.»

Natürlich lehnte ich jede Begleitung ab. Ein seelsorgliches Gespräch ist ja nur unter vier Augen möglich.

Als ich in die Zelle trat, schaute mich der Mann erstaunt an: «Kommen Sie allein? Und haben Sie wirklich keine Angst?»

Ich setzte mich lächelnd zu ihm auf die Pritsche: «Ich glaube nicht, daß Sie mir etwas zuleid tun wollen; denn ich möchte Ihnen ja etwas zuliebe tun, wenn ich kann.»

Damit war das Eis gebrochen. Er begann, mir sein bisheriges Leben zu erzählen, mit einer Ehrlichkeit und Rückhaltlosigkeit, daß ich zutiefst erschüttert wurde. Und ich verstand nicht nur, warum er so weit gekommen war, sondern mußte mich fragen, ob ich selbst unter den gleichen Umständen nicht viel schlimmer geworden wäre. Vielleicht haben wir uns darum so rasch verstanden. Kurzum, der Mann legte eine aufrichtige Lebensbeichte ab. Von da an kam er jeden Sonntag in die Kirche und benützte jede Gelegenheit, die heilige Kommunion zu empfangen. Was mich dabei störte, war, daß er als einziger – vor- und nachher ist das nie mehr vorgekommen! – separat und flankiert von zwei Aufsehern in die Kirche hereingeführt wurde. Der Grund lag in dem Ruf außergewöhnlicher Gefährlichkeit, den er

besaß. Ich selbst hätte allerdings nicht das geringste Bedenken gehabt, nachts mit ihm allein durch den entlegensten Wald zu gehen: Es wäre mir ganz sicher nichts passiert. Doch den Grund dafür konnten andere nicht wissen; sie erfüllten nur ihre Pflicht, wenn sie ihn mit solch äußerster Strenge behandelten.

Später wurde er nach Deutschland ausgeliefert und kam dort natürlich wieder ins Gefängnis. Auf dem Transport von Regensdorf an die Grenze wurde der übliche Zwischenaufenthalt in der Polizeikaserne eingeschaltet. Man meldete mir seine Ankunft. Ich ging sofort zu ihm, was ihn außerordentlich freute. Durch den Polizisten, der ihn an die Grenze begleitete, ließ er mir dann noch das wenige Geld überweisen, das er besaß – es waren etwa 16 Franken, wenn ich mich recht erinnere – mit der Bitte, es für einen armen Gefangenen zu verwenden: «Es wäre schade, wenn die Nazi auch nur einen Rappen davon bekämen.»

Aus der deutschen Strafanstalt erhielt ich wiederholt Bericht von ihm durch seine Mutter – ja, er hatte eine gute Mutter und sie lebte noch! Er ließ mir immer wieder danken für das, was ich für ihn getan hatte – dabei hätte ich zu danken gehabt und nicht er. Entgegen unserer Befürchtung wurde er nicht hingerichtet, sondern starb bald darauf an einer schweren Krankheit. Ich werde ihn nie vergessen, diesen «Schwerverbrecher» mit so rauher Schale und doch so gutem Kern.

Ich kann nichts dafür, aber ich habe eine Schwäche für «Schwerverbrecher»! Wenn ich das Wort in Anführungszeichen schreibe, will ich damit andeuten, daß der äußeren Schwere der Tat durchaus nicht immer eine innere Verworfenheit der Gesinnung entspricht und daß in bezug auf diese Schwere unsere äußeren Maßstäbe keineswegs immer der wirklichen Verantwortung vor Gott und dem Gewissen entsprechen. Aber mein Eingeständnis will noch etwas anderes sagen: Je größer das Unglück ist, das ein Mensch über sich und andere gebracht hat, um so mehr verdient er unser Mitleid und unsere helfende Liebe!

### *Vertrauen schenken!*

Das zuletzt Gesagte gilt selbst bei den scheußlichsten Verbrechen. Vielleicht das schlimmste, das ich kenne, hat vor ein paar Jahren monatelang alle Gemüter in Zürich und in der Schweiz

bewegt. Es ist über die beiden Mörder sogar eine Broschüre veröffentlicht worden mit dem Titel: «Sind das noch Menschen?» Sie befinden sich seit Jahren in Regensdorf, wohin sie nach Abschluß der Untersuchung, aber noch vor der Gerichtsverhandlung versetzt wurden. Ich kenne eigentlich nur den einen von ihnen, der katholisch getauft ist. Er hatte mir seinerzeit versprochen, vor Gericht zur Wahrheit zu stehen und er hat dieses Versprechen gehalten, obwohl das wahrhaftig nicht leicht war. Damit hat er etwas ganz Großes getan; denn Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ist groß. Sie müssen am Anfang jeder inneren Wandlung stehen und sind die Voraussetzung für diese.

Darum ist die Heuchelei so abscheulich! Leider begegnen wir ihr in der Strafanstalt sehr oft. Die ganze Atmosphäre leistet ihr Vorschub. Es ist ja so schwer, zu unterscheiden, ob jemand aus wirklicher innerer Überzeugung sich äußerlich recht aufführt oder einfach aus Berechnung und Schlaueit. Ob er in den Gottesdienst kommt, weil er wirklich Gott dienen und für die Erfüllung seiner Alltagspflichten sich Kraft von oben holen will, oder ob er das nur tut, um beim Geistlichen und bei der Direktion besser angeschrieben zu sein und sich dadurch Vorteile und Vergünstigungen zu verschaffen. So sehr wir auf der Hut sein mögen – auch wir sind nur Menschen und lassen uns leicht täuschen! Vielleicht ist das der Hauptgrund, warum ich die «Ruppigen» gern habe: Bei ihnen bin ich ganz sicher, daß sie nicht heucheln, sondern ehrlich sind, womit die Voraussetzung für eine innere Wandlung vorhanden ist.

Natürlich sind diese Ruppigen unbequemer als die andern. Sie können die Aufrechterhaltung von Disziplin und Ordnung, die für eine Strafanstalt unerlässlich sind, unerhört erschweren. Aber wir müssen das in Kauf nehmen und uns immer wieder daran erinnern, daß das Ziel des sogenannten Erziehungsstrafvollzuges nicht der brave Gefangene, sondern der rechtschaffene Christ und Bürger ist, der sich in den Schwierigkeiten und Gefahren der Freiheit bewährt, vor denen die Insassen einer Strafanstalt während ihrer Haft zu einem großen Teil durch die äußern Gegebenheiten bewahrt werden.

Darum bin ich froh darüber, daß in unseren Strafanstalten heute die Möglichkeit besteht, aus wichtigen Gründen Urlaub zu gewähren, das heißt, die Gefangenen für einen Tag zu ent-

lassen, damit sie sich zum Beispiel persönlich beim künftigen Arbeitgeber vorstellen oder die schwer kranken Eltern besuchen können. Diese Möglichkeit bestand früher nicht. Sie ist in den uns umgebenden Ländern praktisch unbekannt. – Den Vergleich mit ihnen kann übrigens unser Strafvollzug durchaus bestehen, auch wenn wir noch manches besser wünschen. Vor allem sollten wir keine Anstalten mit mehr als höchstens 200 Insassen haben. Dann hätte der Seelsorger mehr Zeit für den Einzelnen, was von entscheidender Bedeutung ist.

Aber auch in dieser Beziehung sind die Verhältnisse bei uns bedeutend besser als im Ausland, wo es Anstalten gibt, die Tausende von Insassen haben. Da hat der Geistliche viel weniger Gelegenheit, sich um die einzelnen Gefangenen zu kümmern, abgesehen davon, daß mit der Größe der Anstalt auch die Straffheit der Disziplin zunimmt. Damit fällt die Möglichkeit, in Rücksicht auf die persönlichen Umstände des Gefangenen und seiner Angehörigen, Ausnahmen von den starren Regeln zu gestatten, fast ganz dahin.

Unsere ausländischen Kollegen staunen immer wieder, wenn wir ihnen erzählen, was für Vergünstigungen bei uns in begründeten Fällen gewährt werden. Daß ein Gefängnisgeistlicher wo das im Interesse des Gefangenen oder seiner Angehörigen dringend wünschbar ist und wo ein normaler Urlaub nicht in Frage kommen kann, beispielsweise mit seinem Schützling einen Besuch bei seiner Familie machen darf, kommt ihnen unglaublich vor. Und doch kann ein solcher Besuch von geradezu entscheidender Bedeutung sein für die ganze Zukunft!

### *Ein «Räuberhauptmann»*

Höchst lehrreich ist in dieser Beziehung der Fall des Tessiners Mario. Er war noch keine dreißig Jahre alt, hatte aber ein sehr bewegtes Leben hinter sich und fast die Hälfte davon in Anstalten verbracht. Es gelang ihm immer wieder zu flüchten. In der Zwischenzeit – nach kürzerer oder längerer Zeit wurde er natürlich wieder polizeilich eingebracht – führte er zeitweise ein richtiges Räuberdasein. Er hatte eine Braut und ein Kind. Dieses war bei seiner Mutter in Lugano, die Braut aber war nach seiner letzten Verhaftung zusammen mit ihm zu einer kurzen Strafe verurteilt und dann



- I. 11 D-24543-06  
Fr. 296.—  
in 18 Kt. Gold,  
ohne Saphirglas  
Fr. 131.—  
in Edelstahl
- II. 16 D-1150-95  
Fr. 745.—  
Automatische  
Herrenuhr  
in 18 Kt. Gold,  
wasserdicht,  
mit Datumanzeige,  
Werk mit 25 Rubinen  
Ähnliche Modelle  
in Stahl  
von Fr. 198.—  
bis Fr. 300.—

I.

II.

## Für diese Leute gibt es nur eines: Spitzenqualität

Seit über hundert Jahren dient Gubelin einem Kundenkreis in ganzen Welt, der höchste Ansprüche stellt. Unsere Mitarbeiter kennen deshalb nichts anderes als unbedingte Qualitätsarbeit. Dieser Grundgedanke bestimmt unser ganzes Schaffen.

Jede Uhr, auch die einfachste Stahluhr, wird nach dem genau gleichen Qualitätsprinzip einzeln gefertigt und geprüft wie ausgesprochene Exklusivmodelle. Auch im Zeitalter der Massenproduktion lassen uns nicht beirren, die Uhrenfabrikation noch individuell zu pflegen. Es wird nämlich immer mehr Kenner geben, die solche Arbeit schätzen. Das Resultat unseres Bestrebens sind höchste Präzision und maximale Lebensdauer unserer Uhren.

Dafür bezahlt man gerne einen rechten Preis; er ist auf die Dauer vorteilhafteste, nicht wahr? Liegt auch Ihnen daran, eine Uhr zu besitzen, auf die Sie sich restlos verlassen können?

# GÜBELIN

Uhren- und Bijouterie-Werkstätte für Individualisten

Luzern Zürich Genève St. Moritz Bürgenstock Paris New York

ausgewiesen worden. Nun hatte er keine Nachrichten mehr von ihr, was ihn mehr bedrückte als die sieben Jahre Zuchthaus, die ihm auferlegt worden waren. Nach Regensdorf war er nur darum versetzt worden, weil ihn wegen seiner Gefährlichkeit keine andere Anstalt aufnehmen wollte.

Wenn ich ihn nur nach den Akten hätte beurteilen wollen, wäre ich Mario gegenüber wohl äußerst zurückhaltend gewesen. Ich ließ mich aber durch die Schwere der Strafe und durch die Notiz auf seiner Karteikarte, «höchste Fluchtgefahr», nicht beeindrucken. Entscheidender war für mich die Offenheit und Ehrlichkeit, mit der er mir entgegentrat. Ich wußte sofort, daß der Mann viel besser sein mußte als sein Ruf. Wahrscheinlich trug auch der Umstand, daß er in seiner Muttersprache mit mir reden konnte – er konnte fast kein Wort Deutsch, als er zu uns kam – viel dazu bei, daß wir sehr rasch Kontakt fanden. Seine Hauptsorge drehte sich um seine Braut, die er längst hatte heiraten wollen, was er aber wegen seiner illegitimen Existenz nicht hatte tun können.

«Wenn ich nicht bald etwas von ihr erfahre, werde ich ausbrechen, verlassen Sie sich darauf», sagte er mir ganz offen.

Ich nahm das nicht ernst, weil ich unter dem Eindruck stand, die Sicherheitsmaßnahmen, die in diesem Falle noch verstärkt worden waren, machten jede Flucht unmöglich. Darin täuschte ich mich übrigens. Mario hat später den Direktor und mich über die von ihm getroffenen Vorbereitungen genau ins Bild gesetzt: wir schauten uns erstaunt an und zweifelten keinen Moment mehr daran, daß sein Plan gelungen wäre, wenn er ihn wirklich in die Tat umgesetzt hätte. Wie er zu den Werkzeugen gekommen war, in deren Besitz er sich befand und die er dann dem Direktor übergab, hat er uns nicht gesagt, weil er seine Helfer nicht verraten wollte. Für mich aber war es eine Bestätigung der schon durch andere Erfahrungen gewonnenen Erkenntnis, daß in einer Strafanstalt alles möglich ist!

Als er seine Ausbruchswerkzeuge dem Direktor überbrachte, hatte Mario schon mehr als die Hälfte seiner Strafe verbüßt. Er hatte sich beruhigt und das Ehrenwort gegeben, daß er keinen Fluchtversuch mehr machen werde. Es mag naiv klingen: Aber sowohl der Direktor als ich haben uns auf dieses Ehrenwort absolut verlassen und wir sind nicht enttäuscht worden!

Inzwischen war Mario ein anderer geworden. Wesentlich dazu beigetragen hatte, daß es mir gelungen war, die Verbindung mit seiner Braut wieder herzustellen. Wir konnten ausfindig machen, daß sie sich in Mailand aufhielt, und ich hatte sie dort aufgesucht. Sie kam «schwarz» in die Schweiz – als Ausländerin war sie ausgewiesen worden – und wurde in Zürich verhaftet, allerdings erst als sie ihren Besuch bei Mario in Regensdorf bereits gemacht hatte, bei dem sie ihm vieles hatte sagen können. Noch mehr mußte ungesagt bleiben, weil es einfach in Anwesenheit eines Dritten nicht gesagt werden konnte.

Es war nicht leicht, zu erreichen, daß Marios Braut nach Verbüßung der Strafe, die sie wegen illegaler Einreise erhalten hatte, in Lugano bleiben durfte. Noch schwerer war es für die beiden, die Bewilligung zur Heirat zu erhalten und als Voraussetzung dazu die bedingte Entlassung Marios vor Ablauf der Zuchthausstrafe. Wie viele Eingaben, Besprechungen und persönliche Bemühungen dazu nötig waren, will ich nicht schildern. Die Hauptsache ist, daß es gelang.

Vorher aber mußte unbedingt eine Zusammenkunft Marios mit seiner Braut außerhalb der Anstalt ermöglicht werden. Die in diesem Fall zuständige Tessiner Behörde lehnte jedes Urlaubsgesuch kategorisch ab. Ich mußte das verstehen, andererseits wußte ich nur zu gut, wie viel von der Aussprache abhing. Darum bat ich den Direktor, mir zu erlauben, Mario mit mir nach Zürich zu nehmen. Er war sofort einverstanden als ich erklärte, die volle Verantwortung dafür zu übernehmen.

So fuhren wir denn miteinander in die Stadt, wo uns die Braut am Bahnhof erwarten sollte. Sie war aber nicht da! Was tun? Mario vermutete, daß sie sich irgendwo im Bahnhof oder in der Nähe aufhalte und nur infolge eines Mißverständnisses nicht am Zug gewesen sei. Ich wußte, daß ich mich auf ihn verlassen konnte und daß ich ihm jetzt den Beweis meines Vertrauens geben mußte. Darum sagte ich ihm: «Suchen Sie sie selbst. Aber Sie wissen, welche Verantwortung ich übernommen habe. Ich werde hier warten und rechne damit, daß Sie mich nicht enttäuschen werden!»

Es war mir offen gestanden nicht ganz wohl bei der Sache. Wohl hatte ich ähnliche Experimente mit andern Gefangenen, denen ich vertraute, schon wiederholt gemacht und mein Vertrauen war noch nie mißbraucht worden.

NEUERSCHEINUNG

Albert Weber und Jacques M. Bächtold

# ZÜRICHDEUTSCHES WÖRTERBUCH

für Schule und Haus

330 Seiten, Fr. 14.80

Die Publikation ist wissenschaftlich einwandfrei, aber für den praktischen Gebrauch bestimmt. Sie will dem Einheimischen wie dem Ausländer dienen. Aus diesem Grunde wurden alle Mundartwörter weggelassen, die sich in Schreibart, Aussprache, Form und Bedeutung mit dem Schriftdeutschen decken. Veraltete Wörter sind nur beibehalten, wenn sie noch in Redensarten weiterleben. Trotzdem umfaßt das Werk 12 000 Wörter. Die Verwendung und Bedeutung der Wörter ist, wo notwendig, durch Beispiele veranschaulicht.

«*haa*» (haben) zum Beispiel verwendet die Mundart in der Bedeutung von «haben» und «halten». *De muesch es iez haa*, du mußt die Folgen tragen. *De Bueb isch nüü zum haa*, er ist unerträglich. *I han öppis mit em*, ich habe Streit mit ihm.

*Äim s Bää fiiürhaa*, das Bein stellen. *S Roß hiiüfhaa*, das Pferd zum Stehen bringen, usw.

Ein ebenfalls alphabetisch angeordnetes schriftdeutsches Wortregister macht das Buch doppelt wertvoll.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH 1  
HIRSCHENGRABEN 20

Aber schließlich konnte das doch einmal geschehen. Ich war daher unendlich froh, als nach etwa zehn Minuten Mario mit seiner Braut vor mir stand. Beide strahlten. Sie verlebten darauf glückliche Stunden miteinander und konnten sich gründlich über alles aussprechen, was zu besprechen war. Am Abend haben wir dann, Mario und ich, seine Braut wieder auf den Bahnhof und zum Gotthardzug begleitet.

«Das war der schlimmste Moment», gestand er mir ein paar Tage später, als er wieder in Regensdorf war. «Wenn ich mich nicht Ihnen gegenüber verpflichtet hätte – wer weiß, was passiert wäre!»

So ging alles gut, sogar über Erwarten. Sie konnten bald heiraten. Mario hat eine sehr gute Stelle erhalten – er ist außergewöhnlich tüchtig! – und lebt glücklich und zufrieden mit seiner Familie. Wenn er von Zeit zu Zeit nach Zürich kommt, berichtet er mir und erzählt mir von seinem Glück.

Ich habe diesen Fall so ausführlich geschildert, um zu zeigen, was es für einen Menschen bedeutet, der bereits für immer «abgeschrieben» war, wenn er Verständnis und Vertrauen erfährt. Man darf nie, aber auch gar nie die Hoffnung aufgeben!

### *Es gibt keine hoffnungslosen Fälle!*

Am ehesten könnte man von aussichtslosen Fällen reden bei sogenannten «kleinen» Delinquenten. Das sind in der Regel die Rückfälligen, während zum Beispiel ein Mord gewöhnlich nur einmal vorkommt. Die Gefahr des Rückfalls ist darum bei Mördern im allgemeinen weniger groß als bei Sittlichkeitsverbrechern, Dieben oder Betrügern, aus denen sich die Insassen unserer Strafanstalten in der Hauptsache rekrutieren. Aber auch da gibt es höchst erfreuliche Ausnahmen.

Wenn ich davon rede, daß es keine hoffnungslosen Fälle gebe, kommt mir immer ein Mann in den Sinn, den ich vor mehr als 20 Jahren in Regensdorf zu betreuen hatte. Er war aus einer andern Strafanstalt zu uns gekommen und hatte bei uns sechs Jahre Zuchthaus zu verbüßen, also keine kleine Strafe. Es war aber nicht etwa erst die zweite, sondern die dreißigste Verurteilung, die der Mann sich zugezogen hatte!

Ganz allgemein war man der Meinung, hier

sei nun wirklich Hopfen und Malz verloren. Darum galt es als ausgemacht, daß er nach Verbüßung seiner Strafe nicht freigelassen, sondern dauernd in einer andern Anstalt verwahrt werden müßte. Ich wehrte mich für ihn gegen diese Maßnahme, weil ich die Überzeugung gewonnen hatte, daß es ihm diesmal mit der Umkehr wirklich ernst war. Hätte man ihn «versenkt», dann wäre diese letzte Chance unwiederbringlich verloren gewesen.

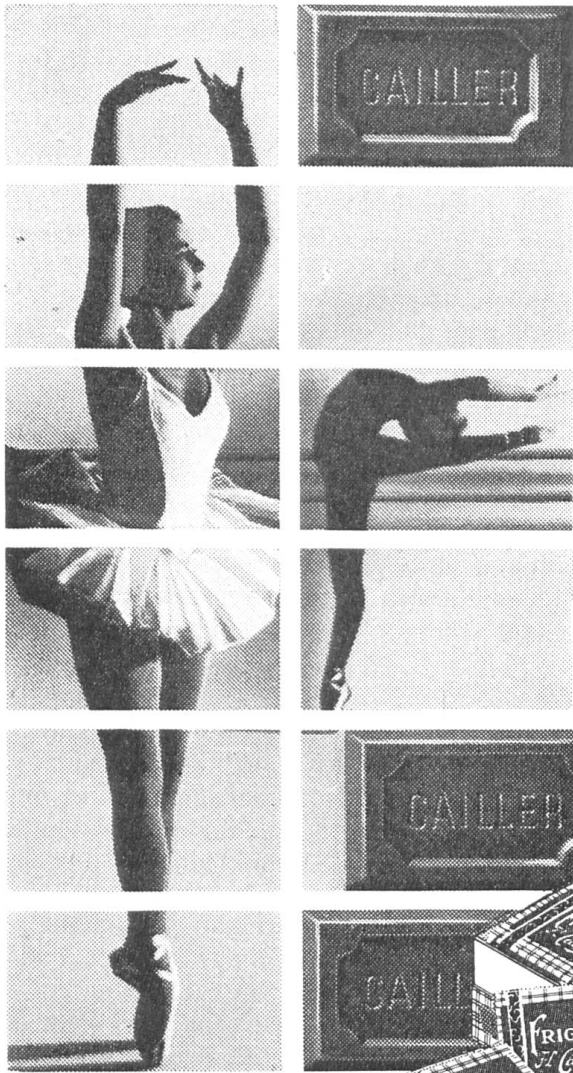
Es war nicht leicht, die verantwortliche Behörde seiner Bündner Heimatgemeinde davon zu überzeugen. Schließlich gab sie doch nach. Ich mußte aber ein hohes Maß von Verantwortung übernehmen und hätte mir größte Vorwürfe und Unannehmlichkeiten zugezogen, wenn der Mann erneut versagt hätte.

Er hat es nicht getan! Seit vielen Jahren lebt er in seinem Heimatkanton und ernährt sich redlich durch fleißige Arbeit. Inzwischen hat er geheiratet, und seine Frau steht ihm treu zur Seite und hilft ihm, die Rückschläge und Enttäuschungen zu überwinden, von denen er auch heute nicht verschont wird, die ihn aber nun nicht mehr aus dem Geleise werfen.

Von Zeit zu Zeit kommt er mit seiner Frau zu mir auf Besuch. Dann erzählt er mir, was er in der Zwischenzeit an Erfreulichem und Unerfreulichem erlebt hat. Das Unerfreuliche überwog besonders in den ersten Jahren nach der Entlassung. Man hatte in seinem Dorf natürlich erfahren, von wo er kam. Von den Eltern vernahmen es die Kinder, die ihm darum «Zuchthäusler» nachriefen. Dann war irgendwo etwas gestohlen worden: Der Verdacht fiel auf ihn, obwohl er mit der Sache nicht das Geringste zu tun hatte. Als eine Katze verschwand, mußte er, wiederum unschuldig, darunter leiden usw.

Zum Bittersten gehören die Enttäuschungen, die er – der ein christliches Leben führt und seine religiösen Pflichten getreu erfüllt – wiederholt mit sogenannten guten Christen, ja selbst mit Geistlichen, erlebte.

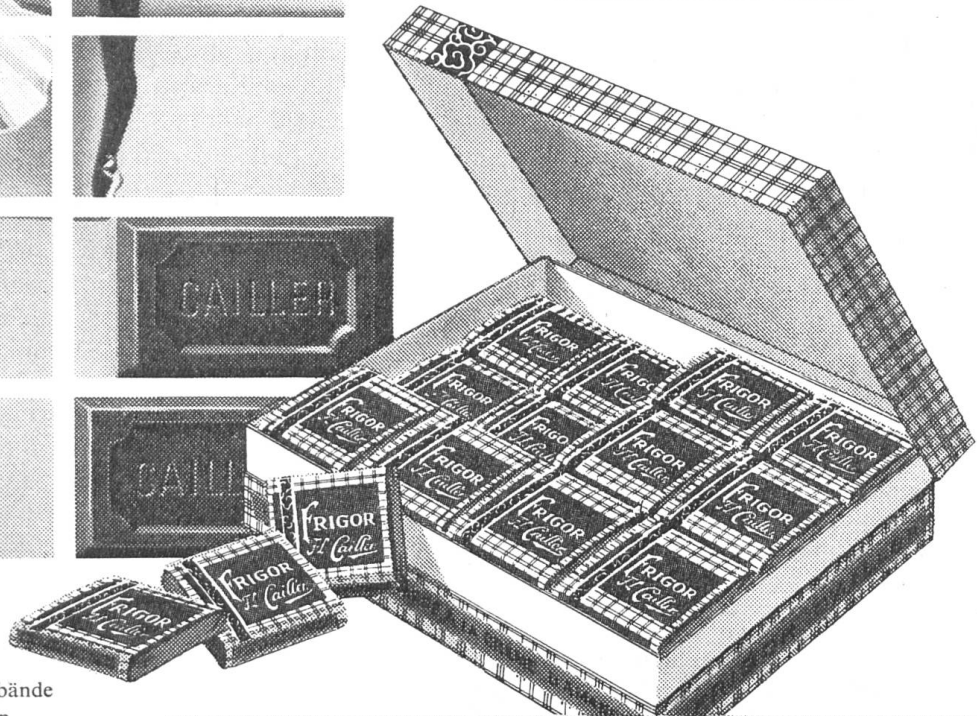
Über eines dieser Erlebnisse kam der Mann fast nicht hinweg. Anlässlich einer religiösen Feier hatte ein auswärtiger Geistlicher über die Barmherzigkeit Gottes gepredigt: So schön und ergreifend, daß alle ganz gerührt und ergriffen waren. Darum entschloß er sich, zum Prediger zu gehen und ihm in einer offenen Aussprache sein früheres Leben und seine jetzigen Sorgen zu schildern. Der Priester hörte ihm mit wachsendem Erstaunen, zugleich mit offensicht-



Vollkommenheit  
im Geschmack:

## CAILLER FRIGOR

Überall wird die Frigor dank ihres vollkommenen Aromas als überragende Edel-Schokolade geschätzt. Ihre gediegene goldgeschmückte Verpackung unterstreicht noch die Güte, und der unerreichte Schmelz ihrer Mandelcrème erhebt sie zum auserlesenen, bei alt und jung beliebten Genuss.



Belehrung und Freude vermitteln die Sammelbände NPCK beim Einkleben der prächtigen grossen Bilder, die gegen Umschläge und Etiketten der Nestlé, Peter, Cailler, Kohler Produkte eingetauscht werden können. Sammeln Sie die Umschläge und Etiketten. Auskunft erteilt der NPCK-Bilderdienst in Vevey.

**Cailler**  
EXTRAFEINE SCHOKOLADEN



lichem Befremden zu und statt des erhofften Trostes erhielt er bittere Vorwürfe.

Ich versuchte den noch jungen und wenig erfahrenen Geistlichen in Schutz zu nehmen, so gut es ging. Aber im Grunde meines Herzens mußte ich meinem Schützling doch recht geben, wenn er sich darüber empörte, daß ein Jünger des Herrn, der gesagt hat, im Himmel sei mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht zu bedürfen glauben – daß ein Priester so hart und lieblos sein kann gegenüber einem, der zwar in die Irre gegangen war, aber den Heimweg wieder gefunden hat.

Wir wollen nun nicht in den gleichen Fehler verfallen und darum über diesen «Gerechten» den Stab nicht brechen. Niemand weiß besser als ein Gefängnisgeistlicher, wie verhängnisvoll sich schlechte Erfahrungen und Enttäuschungen auf Menschen auswirken können, die es gut meinten und dabei schwarzen Undank ernteten.

### *Schlechte Erfahrungen*

Solche Enttäuschungen bleiben auch dem Gefängnisgeistlichen nicht erspart. Da hat uns beispielsweise ein Gefangener mit Tränen in den Augen beteuert, wie sehr er die Tat beue, wegen der er bestraft werden mußte. Seine Reue schien uns echt. Mit den besten Wünschen haben wir ihn ziehen lassen, als seine Strafzeit vorbei war. Nochmals hat er uns hoch und feierlich versichert, er werde bestimmt nicht mehr rückfällig werden. Darauf hörten wir eine Zeitlang nichts mehr von ihm, bis wir dann eines schönen Tages vernahmen mußten, der Mann – es kann selbstverständlich auch eine Frau sein! – habe erneut delinquent.

Bald steht dann der Herr «Wiederkehr» wieder vor uns, um eine noch längere Strafe anzutreten als das erste Mal! Wie viel besser wäre es gewesen, er wäre zu uns gekommen, bevor er wieder etwas angestellt hatte. Vielleicht hätten wir ihm doch helfen können.

Nicht selten kommt einer allerdings, wenn es schon zu spät ist. Dann läßt sich leider nichts mehr machen. Daß wir nie etwas tun dürfen, was wir nicht verantworten könnten, begreift er nicht immer. So etwa jener schon wiederholt wegen Betrugs verurteilte Mann, der zu mir kam und allen Ernstes von mir eine größere Geldsumme erwartete, damit er nach

Konstanz fahren könne, um an der dortigen Spielbank den Betrag wieder zu gewinnen, den er veruntreut hatte... Noch weniger konnte ich der Frau helfen, die mir aus der Untersuchungshaft schrieb, ich solle sie so rasch als möglich besuchen. Sie war überzeugt, der Untersuchungsrichter werde sie auf meine Fürsprache sofort entlassen. Sie habe nämlich ein unfehlbares System, mit dem sie in Konstanz das Mehrfache dessen gewinnen könne, was sie gestohlen hatte. Sie war bitter enttäuscht, als ich erklärte, das komme nicht in Frage!

Viel schlimmer jedoch ist es, wenn ein Familienvater, nachdem er sich jahrelang hat halten können, sich durch schlechte Kameraden verleiten läßt, in seine alten Fehler zurückzufallen und dann wieder den Weg nach Regensdorf antreten muß. Leider kann man dann seine Kumpane nicht mit ihm einstecken, weil sie sich gegen keine Gesetzesbestimmung vergingen und «nur» schuld sind, daß der unglückliche Mann wieder zu trinken oder zu spielen anfing.

Enttäuschungen gehören zum täglichen Brot des Gefängnisgeistlichen. Trotzdem wird er sich nicht entmutigen lassen. Er erinnert sich an das Wort des Herrn vom glimmenden Docht und vom geknickten Rohr (Mt. 12, 20), an des Heilands Mahnung, dem fehlenden Bruder nicht nur sieben, sondern siebenzig mal sieben Mal zu verzeihen! (Mt. 18, 22).

\*

Mag der Beruf eines Gefängnisgeistlichen schwer sein, so ist er doch, das sei abschließend aus voller Überzeugung wiederholt, schön und dankbar wie kaum ein anderer. Das Schönste dabei aber ist: Bei uns steht und vor uns geht der göttliche gute Hirt, dem nachzufolgen wir uns, zwar mit armseligem Erfolg, aber doch mit gutem Willen bemühen.

Für dieses Bemühen gibt es keine Patentlösung und kein Rezept, im Grunde genommen aber nur einen Weg: Den Weg der Liebe – der Liebe zum Nächsten und der Liebe zu Gott. Es ist schon so, wie einmal der Leiter des Gefängniswesens in der amerikanischen Zone Deutschlands unmittelbar nach Kriegsende zu unserm damaligen Direktor, dem späteren Regierungsrat Emil Reich, sagte, als dieser sich bei ihm über neue Methoden und Wege im Strafvollzug informieren wollte: «Es gibt nur eines: Sie müssen die Leute gern haben und zwar so, daß sie Ihre Liebe spüren!»